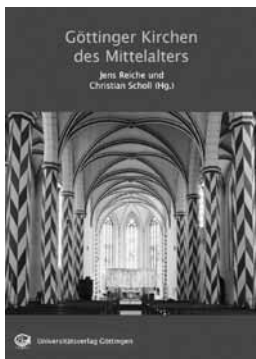


können, ist eine große Freude. Selbstverständlich darf man sich fragen, warum man nicht stattdessen einfach das alte Typoskript als Digitalisat ins Netz gestellt hat. Zum Glück hat man es nicht gemacht! Zwar hätte es dort in ähnlicher Weise der Forschung zur Verfügung gestanden (und es wird den Weg aller Verlagswerke gehen und bald auch da abzurufen sein), es wäre aber eine Form, auf die der Text eigentlich nicht angelegt ist. Vor allem jedoch hätte eine solche Online-Publikation keinen Anlass, keinen haptischen Gegenstand geboten, an dem die Leistung von Hilde Claussen heute zu würdigen gewesen wäre. Mit der späten Herausgabe des Corvey-Buches und dem posthumen Druck der Dissertation ist ihr jetzt wenigstens im Regal der Stellenwert zugemessen, den sie als Forscherin verdient.

Sieht man das Buch also auch als Hommage, dann überrascht umso mehr seine Covergestaltung. Wer auch immer für die ins Orange kippende Senffarbe des Einbands verantwortlich ist, der hat eine Gestaltung gefunden, die weder zur wissenschaftlichen Seriosität der Dissertation noch der Autorin passt. Der unveränderte Text wurde hingegen sorgfältig redigiert; sehr lobenswert ist die Einfügung der alten Paginierung in den Fließtext, so dass Verweise, die sich auf die alte Fassung beziehen, auch im neuen Satz nachvollzogen werden können. Insgesamt ist die Veröffentlichung der Dissertation von 1950 ein Geschenk an die Fachwelt: Wie ein gutes Geschenk ist es nicht uneingeschränkt notwendig, aber eine Freude sowie eine Geste – und nützlich obendrein.

KLAUS GEREON BEUCKERS
Universität Kiel



Jens Reiche und Christian Scholl (Hrsg.); Göttinger Kirchen des Mittelalters; Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2015; 440 S., 274 Abb.; ISBN: 978-3-86395-192-4; € 29,90

Göttingen ist nicht der Ort exzeptioneller Architektur des Mittelalters, sieht man einmal von seinem Rathaus ab. Doch ist gerade der proportional erstaunlich reiche Bestand an Sakralarchitektur dieser Zeit (unter anderem fünf Kirchen für Pfarrzwecke, zwei Bettelordenskirchen, mehrere Kapellen) trotz aller Veränderungen vergleichsweise gut erhalten und hat durchgehend ein mittleres Anspruchsniveau. Im Ergebnis stellt sich der mittelalterliche Sakralbau der Stadt als erstaunlich homogen dar und zwar in chronologischer wie in morphologischer Hinsicht. Die Hauptzahl der gotischen Kirchen wurde in den beiden ersten Dritteln des 14. Jahrhunderts begonnen, einheitlich liegt als Disposition eine Stufenhalle über Achteckpfeiler für das Langhaus sowie ein gelängter Saalchor vor; zahlreiche Detailübereinstimmungen lassen sich konstatieren. Nur die Westlösungen variieren deutlich, von Zweiturmfassaden auf Westmassiven (St. Johannis) zu prägnanten Einturmlösungen (St. Jacobi). Dieser Befund bot sich als Versuchsanordnung ei-

ner vergleichenden Untersuchung an, die von den beiden Herausgebern im Rahmen von Lehrveranstaltungen am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Göttingen durchgeführt und in dem vorliegenden Buch publiziert wurde. Es geht also nicht darum, hierarchisch gestaffelte Bezugnahmen auf Leitbauten beziehungsweise konkurrierende kulturelle Ansprüche bestimmter gesellschaftlicher Gruppen im Medium der Architektur zu verfolgen, sondern eine Art Normalität des mittelalterlichen Sakralbaus zu beschreiben. Dazu dienen insbesondere zwei umfangreiche einführende Aufsätze der beiden Herausgeber zu der architekturhistorischen Analyse der Bauten beziehungsweise zu ihren liturgischen Funktionen. Der Hauptteil des Buches besteht allerdings aus einer von den studentischen MitarbeiterInnen verfassten katalogartigen Abhandlung sämtlicher, auch abgegangener Monumente in Form von konzentrierten Monographien. Diese mussten zwar im gegebenen Rahmen auf bauarchäologische Methoden verzichten, bemühen sich aber erfolgreich um eine erschöpfende Quellendokumentation. Das hat zur Hebung manch bislang nur cursorisch bekannter Schriftquellen und vor allem Bildmaterialien geführt. In Zusammenhang mit sorgfältigen Beobachtungen an den Bauten liegt hier eine wissenschaftliche Bearbeitung der Göttinger Sakralbauten vor, die deutlich über den bisherigen – gleichwohl dank einer sehr rührigen Lokalforschung recht guten – Forschungsstand hinausgeht. In diesem Zusammenhang ist vor allem die Untersuchung zur untergegangenen Franziskanerkirche zu erwähnen, die zwar dank der historisch ausgerichteten Arbeit Eva Schlotheubers (*Die Franziskaner in Göttingen. Die Geschichte des Klosters und seiner Bibliothek*, Werl 1996) nicht unbekannt ist, nunmehr aber durch Christian Scholl nochmals in ihrer architektonischen Eigenart herausgestellt ist. Wenn der Bau tatsächlich circa 1268 ausgeführt wurde, dann kann seine Langhausdisposition als Wandpfeilersaal mit Seitenkapellen nur als sehr ungewöhnlich bezeichnet werden. Scholl führt hier umsichtig argumentierend vor allem die ehemalige, im Zweiten Weltkrieg zerstörte Franziskanerkirche in Duisburg in die Diskussion, die aus derselben Zeit wie die Göttinger Kirche stammen könnte. Gleichwohl bleibt weiterhin der erklärungsbedürftige Sachverhalt, dass hier zu einem sehr frühen Zeitpunkt erstaunlich aufwendige Kapellenräume für Privatstiftungen zur Verfügung gestellt wurden. Selbst in Bettelordenszentren der Zeit um 1300 (etwa in Toulouse), finden sich vergleichbare Lösungen noch nicht in den 1260er Jahren. Dies gilt umso mehr, als den Göttinger Kirchen generell kaum ein überregionales Referenzsystem zu entnehmen ist, wie Reiche in seinem einführenden Essay deutlich macht: Obwohl in wenigen Fällen wörtliche Bezugnahmen – etwa im Fall des Turms von St. Jacobi, der auf St. Andreas in Braunschweig verweist – festzustellen sind, gibt es keinerlei, womöglich programmatisch zu verstehende ‚Vorbildbauten‘. Sicherlich wird mit der Dominikanerkirche (Pauliner-)Kirche um 1300 das Göttinger Kirchenbauschema vollständig initiiert, doch damit etabliert sich eine pragmatisch-handwerkliche Tradition ohne große ästhetisch-eigenwertige Aussagekraft. Auch Scholl kommt in seiner Zusammenfassung der liturgischen Nutzung zu vergleichbaren Ergebnissen. Aufbauend auf einer minutiösen, angesichts der quasi leergefegten Kirchen oft diffizilen Rekonstruktion der liturgischen Nutzung kann Scholl auf den hohen Grad von Pragmatismus und Flexibilität hinweisen, den die architektonische Hülle zu erfüllen hatte.

Die Anlage als Stufenhalle verminderte die Kosten für aufwendige Dachstühle; die Longitudinaltendenz der Langhäuser behinderte nicht Bespielungen in Querrichtung, etwa für die Predigt; die bemerkenswerte Konkurrenz zwischen dem Herzog von Braunschweig-Göttingen als Patronatsherren auf der einen Seite und dem städtischen Rat als Kirchenpflegschaft scheint sich architektonisch ebenfalls nicht niedergeschlagen zu haben. Zu Recht äußern sich die Autoren auch zurückhaltend gegenüber der Annahme, der Schematismus der Göttinger Kirchen sei als eine Art Stadtimago zu verstehen. Hierzu trugen eher die indes recht individuellen Türme bei. Wie sehr die Kirchen als multifunktionale und offenbar von Anfang an reichlich groß bemessene bauliche Hüllen dienten, macht Scholl an der sehr wechselvollen Geschichte ihrer nachmittelalterlichen Neuausstattungsphasen deutlich: Reformation, Barock, Historismus und nicht zuletzt die Moderne haben in eigentümlicher Einheitlichkeit viele der Göttinger Kirchen sehr intensiv, bis hin zur Niederlegung und Neuerrichtung von Chören (St. Johannis, St. Marien) betroffen: Einziehung von Kanzelaltarwänden, Regotisierung, Purifizierung. Dass immerhin die meisten der großen Göttinger Hochaltarretabel trotzdem erhalten sind, erklärt sich wohl aus deren hoher, sie gegen Zerstörung immunisierenden künstlerischen Qualität.¹ Der große Umfang und der Gleichklang dieser Maßnahmen werden bei Scholl aber gleichsam zur Fortführung von wechselnden Ausstattungskampagnen bereits im Mittelalter. Darauf konnten diese pragmatischen, wenn auch nicht unrepräsentativen Kirchenarchitekturen flexibel antworten, und das sicherte letztendlich auch ihr Überleben bis heute, trotz aller partiellen Verluste und Umbauten. Es fügt sich in diese Perspektive, wenn das Buch erstaunlich wenig zu potenten Stiftern und sonstigen Akteuren zu berichten hat: Kaum eine Quelle lässt sich auf umfangreiche Memorialstiftungen, individuelle Bautätigkeit oder herausragende Werkmeister beziehen. Wenn dies nicht Quellenverlust geschuldet ist, dann deutet dieser Befund erneut auf die Normalität dieser Vorgänge hin. Bauträger und Architekten bewegten sich weitgehend in einem traditional geregelten Umfeld, in dem Pragmatismus implizit eine große Rolle gespielt haben dürfte. Wie anders stellt sich die Situation gleichzeitig in den oligarchisch regierten Reichsstädten wie Nürnberg und Ulm mit ihren ambitionierten Kirchbauprojekten dar! Noch klarer wäre die Göttinger Situation allerdings im Vergleich mit der Residenzstadt Braunschweig zu konturieren – was aber nicht Ziel des Buches ist –, denn auch hier haben wir es mit erstaunlichen ‚Baubooms‘ zu tun, in denen etwa die zahlreichen Pfarrkirchen von Basiliken zu Hallen umgebaut werden.² – Der Gewinn der wichtigen Studie zu den Göttinger Kirchen wird durch Formalia leider etwas beeinträchtigt: Etwas umständliche Argumententwicklungen in einzelnen Katalogbeiträgen und vor allem durch eine wechselhafte Qualität der Bilder, die vielfach zu klein und kontrastarm sind.

CHRISTIAN FREIGANG
Berlin

1 Vgl. hierzu *Kunst und Frömmigkeit in Göttingen. Die Altarbilder des späten Mittelalters*, hrsg. von Thomas Noll und Carsten-Peter Warncke, Berlin und München 2012.

2 Vgl. Reinhard Dorn, *Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig, Hameln 1978*, in gewissem Sinn Vorprägung der Publikation von Reiche und Scholl.